

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 25 (1921)

Artikel: Die Beichte eines Schwachen
Autor: Waldstetter, Ruth
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-572164>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Beichte eines Schwachen.

(Tagebuchblätter des Grafen X.)

Von Ruth Waldstetter, Bern.

Drüben, durch zwei Wände von mir getrennt, ist Litta. Ich habe sie kommen hören; nur sie klingelt so leise und kurz — so leise, um mich nicht zu stören — nur sie spricht so gedämpft im Flur und doch mit so viel Freundlichkeit und Sanftheit in dem ganz gedeckten Ton. Nur sie öffnet und schließt so behutsam die Tür, um ihr stilles, bescheidenes Dasein nicht bemerkbar zu machen.

Ich aber frage mich hundertmal, wenn sie drüben ist, ob sie von mir spricht. Und wenn ich sie wieder sehe, weiß ich es bestimmt: sie hat von mir gesprochen. Aber nicht so, wie wir sprechen, gleichgültig scheinbar, beiläufig, aber mit einem glühenden Wissenwollen, und mit so viel Verstellung, die unser Wesen selbst geworden ist! Ganz ruhig und gläubig fragt sie, mit einem kleinen, unbewußten Nicken nach meinem Zimmer hin: „Wie geht es dem Grafen? Ist er nun wieder?“

Und die alte Webern, während sie ihre tausend Sächelchen abstäubt, sagt seufzend: „Heut hat er wenigstens ordentlich gefrühstückt; aber siehst du, es ist ein Jammer...“ und sie seufzt ihre Lebensweisheit heraus, die alte Webern, wie ein Buch aus der rührseligen Epoche. Vielleicht, vielleicht gibt auch Litta etwas dazu her. Ich weiß sogar bestimmt, daß sie es tut: eine einfache, stille Wahrheit, so einfach, daß wir sie niemals über die Lippen brächten. Aber wer so ehrlich und gläubig spricht, vom Herzen zum Munde... Wenn sie nicht die treuen Worte der kleinen Leute spräche, könnte sie mich denn so ansehen, mit solch klarem, stillem, geradem Blick, mit so wahren, sprechenden Augen, mit diesem Blick, der mich allein heilt, der mir Ruhe gibt, der mir endlich wieder Wohlfühlen schafft, der mich an das Leben bindet, der mich einzig und allein daran bindet!

Kann jemand so zuhören wie Litta? Die großen, grauen, fast runden Augen auf mich geheftet, und mit diesen Augen immer sagend: „Ich danke dir, daß du zu mir sprichst; geehrt bin ich dadurch; aber ich ehre dich mit tiefem Mitleid; schonen will ich dich und dir jede Ehre antun, um

deines Schmerzes willen; nur Gutes will ich dir tun. Und offen bin ich dir, um deines großen Schmerzes willen.“ Und über den sprechenden Augen arbeitet es in der klugen Stirn; ihr Gedanke geht mit, ist fleißig und gründlich tätig; aber was bleibend in der Seele ruht, sagen immer die Augen.

Und mich berühren sie wie eine zarte Hand; sie tasten an die Stelle, an die Schnittstelle, die die andern nicht kennen, wo der Ast abgehakt wurde, nein, die Krone des Baumes. Ach, es hat mich nicht als junges, zartes Bäumchen getroffen, das sich schneiden und pflöpfen läßt, das sich den Stürmen beugt und wieder aufschneilt! In mein volles, starkes, kräftigstes Leben ist der Schnitt gedrungen.

Und sie begreift, all ihre gütige Schonung legt sie in ihren Blick. Wie die Einfachen, die Klaren und Schlichten begreift sie.

* * *

Immer war der Herbst schön. Aber diese goldenen, zart durchglühten Tage, der herbe Duft... die Türme und Brücken der Stadt weich in zartem Dunst... und plötzlich Klarheit, Wärme und reine Bläue... diese köstliche Frische der Luft... nie war ich so sehnsüchtig und straff, mit jeder Faser bereit, mich auszurecken, zu genießen! Neue Jugend? Ich gehe oft wie im Traum umher. Ich weiß, daß es ein Traum ist, mehr, eine Illusion. Und ich bin dankbar dafür. Ich will nur den Duft riechen, die Luft einsaugen, die Sonnenwärme fühlen, die goldenen Blätter schauen und die schöne Bläue. Es ist mir, als wäre dies der letzte Herbst für immer, als stände der Winter, mein Winter vor der Tür. Ich will keinen Frühling. Aber diesen Zauber noch ganz genießen, wie als Zwanzigjähriger, wie seither nie mehr, wie ein im Leben Fremder. Die erste Jugend ist mir zurückgekommen mit Traum und schwellender Spannkraft.

Ich hatte Litta gesprochen und ging dahin mit schwerer Süße in der Brust. Aber, ist es möglich, ist es um die schwäch-

tige, kleine Litta, Litta mit den soliden Schühchen und den baumwollenen Handschuhen? Ach nein, es ist nicht Litta, die mich brennt; es ist die feurige Wunde, die mir Fieberträume vorgaukelt. Und doch, und doch! Wenn sie mein wäre, ich wäre vollkommen glücklich. Ich wünsche sie mir, ich wünsche nur sie; in ihr ist Wohlsein, in ihr ist Ruhe.

* * *

Ich war im strahlenden Saal, ich war in meiner Welt. Es schien mir alles fast wie einst. Ich vergaß; ich lebte mit. Und plötzlich durchzuckt es mich: Litta! Litta, das ist: eine andere Welt, der kleine Platz, in den ich mich ducke, meine „stille Kammer“. Fern von meiner Welt erlebe ich jenes. Niemand, niemand weiß um meinen Balsam, um mein Labfal, niemand weiß um meine stillen Abende, wenn die alte Webern in ihrem Sessel nickt und Litta ihre grauen Augen auf mich heftet. Voll Schonung, voll Verehrung und Mitleid. Auch ich werde einfach und ein anderer. Ich habe „es“ sogar berührt, ohne Worte, nur in einem stummen Augenblick, den ich inhaltschwer werden ließ. Als ich ihr meine Bilder zeigte im Atelier. Ich küßte ohne hinzusehen das Tuch von Lorens Pastell und ließ es wieder fallen. „Meine Frau.“ Wir waren uns nah. Ich sah ihr einen Augenblick später ins Gesicht — ihre Augen von Gefühl verdunkelt — wie war sie mein!

* * *

Als Leonore von mir gegangen war — aber sie ist ja nicht von mir gegangen, sie war von mir, sie ist von mir, ein Teil ist von mir — weg — wie eine Hand oder ein Fuß, der nach der Markose nicht mehr da ist. Wie es zugegangen ist, mit welcher Handlung, mit welchem Willen, wer weiß es?

Ich habe einen Menschen gekannt, dessen Frau Selbstmord beging. Und er, er jammerte stetsfort, daß sie ohne Abschied gegangen sei. Mir tat seine Unvernunft leid — jetzt verstehe ich ihn. Dieses Verwundensein, dieses Gegangensein! Dieses Ende ohne ein Ende!

Ich weiß, wo sie ist; und daß ich keinen Zorn habe und nur Schmerz, das ist vielleicht meine Schwäche, vielleicht etwas

anderes. Nein, kein Zwang! Was sind unsere Gesetze? Für arme Gefangene gemacht — nicht für uns.

Damals, anfänglich, als dieses Gegangensein mich wahnsinnig machte, sah ich Litta nicht. Sie war schon lange da, tagelang, nein, zwei Wochen und mehr. Denn die alte Webern war krank und sonst nur Eugen im Hause. Die Jungfer hatte Leonore noch geschickt. (Daß sie es vorbereitet hat!) Die Webern sagte: „Meine Nichte wird alles besorgen.“ Eines Tages aß ich wieder zu Hause, zum erstenmal seit damals; da sah ich sie.

Sie war wie eine Dame angezogen, begegnete mir so im Flur. „O Gott, Herr Graf (Herr Graf ganz bescheiden), wir haben nichts gerichtet! Aber in einem halben Stündchen ist alles bereit.“ Ich will nicht bleiben; aber sie bittet mich so hausmütterlich! Das Eßzimmer war wie tot, so einsam. Mit Eugen, der die Würde des Hauses aufrechterhält in seiner Steifheit, ist nicht zu reden. Ich bat sie unter einem Vorwand herein. Sie kam in der Aermelschürze, aber nicht kokett oder ganz frei wie eine Dame, die in der Hauschürze überrascht würde, sondern bescheiden: „Eigentlich bin ich so, und so fühle ich mich wohl.“ Und doch im innersten Wesen Dame.

Was aber zwischen uns zitterte, war nicht diese Gêne. Und nicht sie war es, die Schonung verlangte. Mir gab sie ihr Verstehen, das zarteste Stillschweigen der Seele. „Ich wage nicht zu wissen,“ sagten ihre großen, stummen Augen.

Nun aber kenne ich sie lange, das vertrauende Kind, das mir nah ist, das ich in meine Nähe reiße, und das nichts weiß von der wilden Sehnsucht eines verwundeten Herzens.

Die Webern ist wieder gesund. Aber der Hausherr befiehlt, daß sie sich schone. Und warum sollte die Waise fort, die kein Heim hat, das Spätkind einer armen Haushälterin, die ein alter Professor zu seiner Frau erhob? Wo gehört sie denn hin, das zarte, verlorene Wesen? Lange waren meine Wünsche still und fern, mehr Traum als Blut; jetzt aber reiße ich Litta an mich, berge sie, begrabe sie an mir, raube sie aller Welt.

* * *

Ich habe heute und gestern gemalt, mit jener nötigen Mischung von Eifigkeit und Glut, von Unerbittlichkeit und Begeisterung, die meine gute Stimmung ist.

Endlich habe ich mich losgerissen, die Sache an ihren Platz gestellt. Gestern im Theater. Wir waren in D's Loge. Der alte, fröhliche, fast unpersönliche Klatsch, über alles bloß hinstreifend, alles rasch antippend nur. Als Letztes die Freude an der Form. Und D. ganz diskret: „Deine Frau noch immer im Süden?“ Ich nicht den mindesten Gefühlsreflex. Stück geht weiter. Bei uns Kritik der Ungläubigen. Angenehme, geistig klare Atmosphäre der beiden D's.

In der Pause: Litta! Fremd an fremdem Ort. Hilflos, und doch nicht ganz, ganz frei von Eitelkeit. Und ihre Einfachheit verleugnet in dem azurfarbenen Kleid. Das war zu viel, kleine Litta! Ich sehe im Geist einen Augenblick Leonores königliche Erscheinung...

Ich finde meine Kälte wieder, gottseidank, muß sie finden. Ich habe arbeiten können.

* * *

Ich muß sie jeden Tag sehen. Es ist ein Bedürfnis, tritt auf wie Hunger oder Schlaf. Ich besinne mich über nichts, denke über nichts nach.

* * *

Mein Gott, mein Gott, diese zwei Tage und zwei Nächte! Sind wir beide nicht bei Sinnen, oder gibt es solch bitteres Glück, solche selige Lüge! Sie ist hier, sie ist hier, sie ist in meinen Armen, an meiner Brust! Sie geht und wandelt in den Räumen, sitzt bei mir bei Tisch; wir sind wie in den ersten Tagen unseres Glücks. Und doch, nein, ganz anders; durch Schmerz und Schuld tief vereint, verstrickt. Es ist, als sähe ich in einen roten Abgrund...

Unsere erste Stunde! Ist es wahr, ist es möglich, gibt es Augenblicke, Stunden, ja, lange, ganze Stunden des Schweigens, in denen Zukunft und Vergangenheit, das ganze Leben in seinem Irrtum, vielleicht der Irrtum vergangener Leben, vergangener Menschheit sich auszuweinen scheint!

Was da komme, nie verliere ich Dich.

Haben wir nicht alles gebeichtet, verziehen, gesündigt und genossen in diesem langen, stundenlangen, bewegungslosen Schweigen, Antlitz an Antlitz! Zukünftiges und Vergangenes. Ach, Zukünftiges war in deinem Schweigen, Leonore! Aber vergessen wir!

Wer spricht von Würde der Liebe? Würde ist zeitlich. Aber die Liebe in der Trauer über ihr Ungöttliches, in ihrer Sehnsucht aus dem Zeitlichen hinaus, sie rauscht an Ufer, die wir nicht benennen können, und die weit jenseits des Meeres der Vergänglichkeit liegen.

Du, Leonore, hast mit mir jenen Strand geschaut, in der Flut unseres bitteren Glücks. Demut war unsere einzige Gnade in der Sünde dieser seligen Lüge. Schuld, Schuld habe ich mit Dir getragen, arme Königin!

* * *

Wenn ich drüben bin, zwischen meinen Bildern, so fürchte ich, das Haus leer zu finden, und ich eile hinüber, suche sie, suche sie. Und — Gott sei ewig Dank — sie ist da.

* * *

Vier Wochen! Und nun bin ich hinüber, zum Entschluß.

Ob jeder Mensch die Stunden der Verzweiflung, der wahren Verzweiflung kennen lernt und dieses Geheimnis auf ewig verschlossen mit sich herumträgt? Ich sehe die Menschen an und kann es nicht glauben. Aber ich sehe mich selber an und glaube meinem Gesicht, das spricht und lacht, ebensowenig. Wo rizen sich diese Kämpfe ein, wohin hat sie ihre Runen gemeißelt, die unbeschreibliche, wahre Verzweiflung?

Sie war fort. Sie hatte hier alles in Ordnung gebracht, und ihre Lüge und ihr Mitleid waren größer, als ich ahnte. Und diesmal war's ein Ende. Klare, kalte Worte:

„Eines von uns muß ein Ende machen. Ich darf Dich nicht um Verzeihung bitten, aber um Verständnis: Ich weiß, Du willst nichts Erzwungenes. Ich brachte es gestern und vorgestern nicht über die Lippen, verzeih auch dies. Deine Nähe war zu stark. Künftig wird Dir mein Anwalt schreiben. Ich weiß, Du legst mir nichts

in den Weg. Laß alles reinlich sein! Ich danke Dir. Lore.“

Nichts von der Wahrheit unseres Schweigens mehr. Tagesklar und alltäglich.

„Ich weiß, du willst nichts Erzwungenes.“ Aber es liegt eine Welt zwischen Wollen und Können. Nein, nein, ich hätte mein Leben auch an etwas Erzwungenem gefristet, ich hätte auch Almosen genommen — von ihr — und keine Würde geltend gemacht. Aber wollen müssen, was man nicht wollen kann! Wem nie sein Wesen in sich zerrissen ist, in wem nicht Ich gegen Ich gekämpft hat...

Es war mir, als sollte mein Blut in mir sich umwenden und seinen Weg rückwärtsfließen. Im tiefsten Kern meines Körpers und meiner Seele ist sie mein. Reiß sie heraus — und stirb! Ich glaubte, eines von uns müsse es tun. Immer sah ich den Strom, an dem so mancher im letzten Zweifel auf- und abgeirrt ist...

Aber jene Tage sind heute noch wortlos und stumm in mir. „Sag es niemand als dem Weisen.“ Nur der Wissende weiß es, wie die eherne Stimme des innersten Bewußtseins tönt: „Du mußt!“ und alles, was Mensch in uns ist, antwortet: „Ich kann nicht.“ Der letzte Kampf, Kampf um die Persönlichkeit, um die Harmonie mit dem ehernen Muß.

Was hat mir endlich den Willen gebeugt? Daß ich mir ihn beugen lassen wollte, nicht durch die kleinen Menschen der Geseze, die nach meinem Entschluß riefen, sondern beugen nach dem innersten, überzeitlichen Muß.

Und nun blieb die Würde gewahrt. Meine „Freiheit“, mein Ich, das ich so bereit war, zu verschleudern. Wozu? Zu welchem Plan? Um welchen Preis!

Mit diesem Wozu an die Zukunft taumle ich weiter, raffe Zerstreuung auf, „friste“ mein Leben von Tag zu Tag; immer ist's ja eine kleine Frist, die überwunden werden muß, vom Morgen bis zum Abend. Ich bringe sie herum, stets beflommen nach Lebenslust für die nächste Minute, wie ein Mensch, der am Ersticken ist. Zuweilen reißt es mich nochmals hin; das Bild vom Strom ist wieder da und dem einen, der im letzten Kampf am Ufer auf- und abirrt...

* * *

Ich war zum erstenmal wieder abends zu Hause. Da höre ich — erstaunlich — Litta's Stimme. Sie ist doch seit Wochen weg und verreist. Die Webern ließ sie verschwinden, als Leonore kam. Ach, ich hatte plötzlich einen Funken, einen blassen, schwachen Funken Lust und Wunsch in mir. „Ein kleines Vergessen in Aussicht,“ sage ich mir, „ein halbes Stündchen Gedankenbefreiung! Zwar wie du jemals konntest — unbegreiflich. Aber sie wird ihr bißchen Magnet doch immer noch haben, das dich auf einen Moment abziehen kann.“

Aber nein, nein! Ich sehe alles mit kalten Augen, denen nicht zu helfen ist. Sie hat wenig Haar, sie zieht den Mund schief bei der geringsten Verlegenheit, sie hat nicht die edeln Hände, die nur Jahrhunderte einem erlesenen Geschlechte bilden. Allerdings die Stimme! Die weiche, bedeckte Stimme ist beinahe eine Macht. Nie habe ich Litta so scharf beobachtet, alle ihre Mängel so hell gesehen. Denn ich will nicht zum Narren werden mit meiner wunden Sehnsucht, die ihr verzweifeltes Wünschen in alle Welt hinaus schießt.

Und so plaudern wir. Litta in ihrer unbezwinglichen, wahren Einfachheit. Gewiß, sie will nichts anderes sein als einfach, klar und schlicht. Immerhin eine Wohltat; sie ist sie selber.

Plötzlich, plötzlich aber sieht sie mich voll an, nein, sieht mir ins Herz mit den großen grauen Augen, sieht dorthin, wo mein Verborgenes ist, nicht spähend und auch nicht mit falscher Verschleierung, sondern still und warm, mit vollem Wissen. Es wird mir so wohl um Litta; ich bleibe, ich werde gestillt. Alles, was wir reden, reden wir in der Wärme der Neigung. Wie ich mich schlafen lege, bin ich noch ruhig und ganz zufrieden. Wer ist in dir, kleine, schlichte Litta, was für ein guter und vielwissender Geist, der so aus dir blickt, der wirkt und heilt und den du selber nicht kennst?

Deinen Körper hat er nicht geformt, deine Gebärden dir nicht eingegeben; nur eine Stimme hat er dir geschenkt und einen Blick, die tief ins Herz gehen.

* * *

Ich habe mir alles überlegt. Warum eigentlich nicht?

Was Leonore mir war, mein stolzes Glück, unser Leben in der Welt und über ihr, unsere gleiche Zweierheit, gleicher Rasse, gleicher Kaste, gleicher Statur und gleicher Neigung, dies gibt das Leben einmal. Und was solche verbundene Zweierheit ewig verjüngt, die Erinnerung an das Einst, an das Spiel der Geschöpfe im Glanz ihrer Jugend, sie schwebt über späterem Glück nicht mehr.

Aber warum nicht ein trautes Feuer, gehütet im stillen Herd? In der Welt werde ich allein gehen, doch mit guter Wärme im Herzen; aber das Heim, das tote Heim, warum soll es nicht lebendig werden? Mitten in meiner Welt von draußen wird es mich freudig durchsuchen: der verborgene, traute Besitz. Für Litta ist der Gipfel, was für Leonore nur der Boden war. Verspricht mir das nicht Frieden, ruhigen Wellengang des Lebens?

Und doch ist das alles Lüge. Nicht leben können als zerspaltener Baum, das ist die Wahrheit. Betäubung, ist's nicht im Innersten nur Betäubung, was ich suche? Dies Kind ist mir so fern in seiner trauten Nähe! Ach, sich selbst vergessen können in einer fernen Welt!

* * *

Warum kommt sie nicht mehr? Vor drei Tagen sah ich sie noch, und dieses letzte Mal hat sie sich mir ins Herz gegossen. Sie war behender in ihrem Gehen als sonst, weniger ins Grau des Daseins gebannt. Eine kleine Veränderung ist auch in ihrem Aussehen vor sich gegangen. Sie hat ihr Haar frisiert; es wirkt nicht mehr dürrig. Sie schien heiter überstrahlt vom Schimmer ihrer hübschen Blondheit. Ich habe eine Skizze von ihr gemacht. Als ich sie darum fragte, ging's wie ein elektrischer Schlag durch sie hin. Und wie, ich liebe jetzt diese Verlegenheiten, diese bange, fast kränkliche Unsicherheit der Nerven? Ich liebe diese innerliche Zuckung, Verleßlichkeit und Stolz zugleich der Natur, auf welcher der Zwang des unfreien Herkommens lastet?

Alles liebe ich an ihr, vor allem aber das Unvollkommene. Wie will ich ihm Ausdruck geben! Diesen rührenden, kleinen, aber nicht veredelten Händen, dem unausgeformten Antlitz mit dem Kontrast der beseelten Augen — ewige Unerbittlichkeit der Natur, die nur in Generationen schafft, die ihren Knochen- und Schädelbau nicht unter die Prägung des Individuums stellt. Und diese innerliche Erschrockenheit, die der feinfühlig und stolze Arme niemals verliert. Ich möchte sie ganz sanft in meine Arme bergen — zarte, wissende, kleine Litta! O Gott, wie wirst du mich stillen! Wie will ich mich begraben, begraben in dir! Vergessen!!

* * *

Die Webern macht Ausflüchte. „Wohnt jetzt bei einer Tante am andern Stadtende. Ist dort sehr beschäftigt...“ Kann mir das alte Weib zutrauen...

Ich will wissen, warum man sie absperrt.

* * *

Ich weiß, und mir ist ganz kühl zu Mut, als wäre ich oben auf einem Berge in scharfer Morgenluft.

Litta Höpfner ist seit acht Tagen die Braut des Prokuristen Bühlauer von der Tuchfabrik Schedler & Cie.

Es ist irgend etwas namenlos lächerlich, und dieses Etwas bin wohl ich.

Ich habe bei meinen Bildern gefessen, bei meinen selbsterschaffenen Freunden, und mir überlegt, was der Mensch für ein Geschöpf ist. Unverantwort, unverwurzelt, nicht sich selbst gehörend, sondern mit tausend Wünschen um sich fassend; Halt und Bergung suchend.

Und was er sein soll, habe ich mir überlegt: ein Kern, der strahlt, ohne fremdes Licht in sich zu ziehen.

Da, ich weiß nicht warum, warf's mich plötzlich hin, Sturm der Sehnsucht... mein Herz und mein Blut will hinaus... es will hinaus... ich kann nicht leben...

O mein Gott, müssen wir so sein!